

Kunst- und Designbibliotheken in der Praxis

The Handbook of Art and Design Librarianship / hrsg. von Amanda Gluibizzi und Paul Glassman. – London: Facet Publishing, 2010. – 330 S. – ISBN 978-1-85604-702-9: ca. 70,00 EUR.

Das im Jahr 2010 erschienene Buch behandelt in vier Teilen mit insgesamt 21 Kapiteln viele unterschiedliche Aspekte aus der Arbeitswelt der Kunst- und Designbibliotheken. Es handelt sich um Berichte aus der Praxis von 29 AutorInnen, die alle in den beschriebenen Bibliotheken tätig sind. In einigen Beiträgen werden die Ergebnisse von Umfragen analysiert und präsentiert.

Geografisch stammen die Berichte überwiegend aus Bibliotheken in Nordamerika, zu einem kleineren Teil aus Großbritannien, aber auch aus Katar. Die AutorInnen wurden durch eine Ausschreibung über die Berufsverbände gewonnen. Die inhaltliche Bandbreite der Institutionen reicht von sehr speziell ausgerichteten Einrichtungen – wie etwa dem Sotheby's Institute of Art oder dem Fashion Institute of Design and Merchandising – bis zu Bibliotheken mit einem universellen Bestand, wie an der University of South California oder der Ohio State University mit 34.000 bzw. 60.000 Studenten.

Die Texte orientieren sich eng am Alltag der Kunst- und Designbibliotheken. Sie machen deutlich, wie wichtig der häufig geforderte Umgang der Bibliotheken mit Bildmaterial ist, und gehen auf das spezielle Publikum der Studierenden (der künftigen Künstler und Designer) mit ihrem stark visuell geprägten Zugang zu Informationen und Räumen ein.

Wie Amanda Gluibizzi, Bibliothekarin an der Ohio State University, in ihrer Einleitung schreibt, unterscheiden sich die Nutzer von Kunst- und Designhochschulbibliotheken so sehr von ihren akademischen Kommilitonen, dass die

Arbeit in diesen Bibliotheken sich ebenso grundlegend von der Arbeit in anderen Bibliotheken unterscheidet. Ebenso häufig – so meint sie – muss sie den Fachkollegen erklären, was sie tut, genauso wie sie das ihren Nutzern erklären muss.

Im ersten Teil des Buches (Aufgaben und Verantwortungsbereiche) finden sich vier eher allgemein gehaltene Kapitel. Hier erfährt man z. B., dass es wichtig ist, ein Mission Statement (eine schriftlich fixierte Aufgaben- und Zielbeschreibung) zu haben, mittel- als auch langfristige Planungsstrategien zu verfolgen sowie über Grundlagenkenntnisse der Verwaltung, Werbung und Interessenvertretung zu verfügen. Dazu gehören auch wiederkehrende Aktivitäten, wie regelmäßige Treffen mit den Lehrenden, um über Bestandsentwicklung, aber auch über Bibliothekseinführungen zu sprechen. Hier wäre auch der Einsatz der sogenannten Liaisons denkbar, das sind Personen, die teilweise die gleichen Aufgaben wie Bibliothekare haben, aber in der Lage sind, individueller auf die Wünsche der Nutzer einzugehen, weil sie einen engeren Kontakt zu Nutzern aufbauen und sie dort treffen können, wo sie stehen.

Im zweiten Teil werden in fünf Kapiteln Fragen der Medien und des Sammlungsmanagements von Bibliotheken behandelt. Auch die Medien in Kunstbibliotheken ändern sich und die Bibliothekare versuchen, sowohl neue Technologien zu nutzen als auch den „alten“ Bestand zu pflegen und relevant zu halten. Dazu kommt die altbekannte Frage: Wie können wir unsere Bestände sichtbar machen?

Eine Möglichkeit wäre, Kunsthistorikern den Zugang zu Spezialbeständen für den Unterricht zu ermöglichen, und dies ist – so ganz nebenbei – ein Erhaltungsargument für den Ort Bibliothek.

Aber wie ändert sich angesichts von Books-on-Demand, E-Books und GoogleBooks das Denken von Bibliothekaren? Gibt es eine Abkehr vom Starren auf Statistiken, die etwas darüber aussagen, wie viele Bücher in den Regalen stehen, hin zu einem Selbstverständnis, das durchaus die Aussonderung uninteressanter oder uninteressant gewordener Literatur beinhaltet? Auch wenn nicht jedes neu erschienene Buch besser ist als ein älteres, so kann es vielleicht doch sein, dass das neuere (und aktuellere) im Regal keinen Platz mehr findet und deshalb nicht gekauft wird. Manchmal muss man sich eben von Büchern trennen, um den Bestand aktuell und interessant zu halten.

Was bereits in den 1990er-Jahren mit digitalen Bildersammlungen begann und stark von einer Diskussion um Formate, Metadaten u. ä. bestimmt war, mündet heute in die Diskussion um Open Access und Social Software, die für Bibliotheken eine große Rolle spielen. Gerade Social Software kann Bibliotheken mit ihren Nutzern auf ganz andere Art zusammenbringen: außerhalb der eigenen Räume und möglicherweise auch außerhalb der eigenen Website. Sie schafft es u. U., dass Nutzer, die den Weg in die Bibliothek nicht finden, trotzdem von Serviceleistungen der Bibliothek erreicht werden.

Als Ort der wissenschaftlichen Kommunikation zwischen (wissenschaftlichem) Autor und Leser haben Bibliotheken seit jeher eine Rolle gespielt. Aber auch die ändert sich im digitalen Zeitalter, wo die althergebrachten Veröffentlichungssysteme nicht mehr fraglos fortgeführt werden können und sich mit diesem Wandel auch der Bestand der Kunstbibliotheken allmählich verändert.

Ebenso ist in der Katalogisierung zu berücksichtigen, dass es sich bei Kunst- und Designstudenten um Nutzer handelt, die einen stark visuell geprägten Zugang – auch zu Katalogen – haben. Das gilt es bei der Erschließung des Bibliotheksbestands zu berücksichtigen, um auch auf diesem Weg Leser für die Bibliothek zu gewinnen.

Im dritten Teil geht es um das Unterrichten und Lernen. Hier finden sich interessante Anregungen, wie z. B. Studiobesuche bei Nachwuchskünstlern, um ihnen die Möglichkeit zu geben, ihr Werk in neutraler Umgebung und ohne die Furcht vor dem „öffentlichen Scheitern“ zu zeigen. Einmal in so engem Kontakt, mag es leichter gelingen, die Studierenden von den Möglichkeiten der Bibliothek und den Fähigkeiten der Bibliothekare zu überzeugen. In Ontario beispielsweise haben die Bibliothekare die Studierenden gebeten, die Regeln und Philosophien der Bibliothek in einer thematischen Ausstellung aufzugreifen, die Bibliothek zum künstlerischen Thema zu machen.

Bilddatenbanken betreffen eine weitere Variante des Lehrens und Lernens. Bibliotheken müssen den Zugang zu Abbildungen von Originalen ermöglichen. In Leeds geht man noch ein Stück weiter: Dort wird nicht nur der Zugang zu Bilddatenbanken ermöglicht und deren Nutzung gelehrt, sondern darüber hinaus werden Fragen zum technischen und rechtlichen Umgang mit den Bildern beantwortet.

Auch in diesem Abschnitt wird immer wieder deutlich, dass die Studenten aus dem Bereich Kunst und Design einen anderen Zugang zu Informationen suchen und haben. Also muss man auch bei der Vermittlung von Bibliotheksinhalten besonders darauf achten, dass der visuelle Lerntyp angesprochen wird, um Erfolg zu haben.

Mit Räumen, Raumgefühl, Werbung und Zukunftsfähigkeit beschäftigt sich der vierte Teil in weiteren sechs Kapiteln. Hier geht es um sehr unterschiedliche Aspekte, wie zum Beispiel die Einrichtung eines Schulungsraums oder die Aufteilung der Bibliothek selbst in verschiedene Zonen. Gerade Kunst- und Designstudenten haben eine besondere Sensibilität in Bezug auf die optische Gestaltung ihrer Bibliothek. Und gerade sie müssen – trotz vieler Datenbanken – relativ häufig in Büchern blättern. Das macht deutlich, warum der physische Ort Bibliothek noch immer so wichtig ist.

An dieser Stelle finden wir auch unsere Probleme wieder: Wie nutzt man in einer kleinen Bibliothek den knappen Raum am besten? Wie schafft man einen Eingangsbereich, in dem man den Alltag mit seinem Lärm hinter sich lässt? Wie richtet man einen Bereich der „Kontemplation“ ein, der eine Konzentration ganz auf das Buch zulässt? Wie kann man Einzel- und Gruppenarbeitsplätze auf kleinem Raum miteinander kombinieren?

Was kann man tun, um die Bibliothek attraktiver zu machen: Hilft ein elektronisches Angebot, um bei bestimmten Bestandsgruppen die Grenzen des vorhandenen physischen Raumes zu erweitern? Können die Bibliothekare selbst ihre Bibliotheken dadurch erweitern, indem sie ihre Leser auch außerhalb ihrer Räume, z. B. in ihrer Freizeit, treffen?

Eine räumliche Ausweitung traditioneller Art ist Gegenstand des letzten Kapitels: Hier wird der „Neubau“ für die Fleet Library der Rhode Island School of Design beschrieben.

Ergänzt wird der Inhalt durch Kurzprofile von drei Bibliothekstypen: Institutsbibliotheken, Bibliotheken an Kunst- und Designhochschulen sowie Universalbibliotheken, die einen nennenswerten Bestand zum Thema Kunst und Design besitzen.

Wenn in dieser Publikation auch nicht immer besonders aufregende und neue Informationen präsentiert werden, widmet sie sich dennoch einigen interessanten Aspekten aus diesem Arbeitsfeld, und man verspürt oft einen Wiedererkennungseffekt in Bezug auf den Alltag der (deutschsprachigen) Kunst- und Designhochschulbibliotheken. Optisch/haptisch ist sie aller-

dings nicht für Zielgruppen mit dem so oft zitierten „visuellen Zugang“ gemacht. Gerade die (nur schwarz-weißen) Abbildungen sind häufig von schlechter Qualität und wirklich nicht schön anzusehen.

Petra Zimmermann – (Zentrum für Kunst und Medientechnologie Karlsruhe / Bibliothek)